

HINTERGRUND KULTUR UND POLITIK

Organisationseinheit 39

Reihe Zeitfragen Literatur

Kostenträger P.3.1.25.0

Titel Wie wir leben wollen – Von der Wichtigkeit des Wohnens für das Schreiben

AutorIn Katharina Teutsch

RedakteurIn Dr. Jörg Plath

Sendetermin 15.11.2019

Ton Alexander Brennecke

Regie Stefanie Lazai

Besetzung Anika Mauer, Julia Brabandt, Martin Engler

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandradio

INTRO ANFANGO-Ton 1_BREMER: Früher, wenn man ein Buch abgeschlossen hatte, dann war die Wohnung damit fertig. Die war abgewohnt quasi dadurch. Überall hingen noch die Sätze rum von dem alten Buch. Man ist durch die Räume gegangen und konnte sich gar nicht von dem Buch verabschieden, weil das war einfach präsent.

MUSIK Einstürzende Neubauten „Ich steh auf Berlin!“ (Musik besteht aus metallischen Lärmgeräuschen und dem Ausruf „ich steh auf Berlin“)

O-Ton 2_Collage: BRANDT: Meine erste Wohnung in Berlin, die hab ich blind angemietet, das war ne Untermiete, die hab ich von London aus angemietet. Ich hatte keine Lust, mir hier ne Wohnung zu suchen und bekam diese Wohnung empfohlen über eine Freundin, die sagte: Meine Schwester ist ausgezogen, und da ist jetzt ein Zimmer frei und du hättest da nur ne Mitbewohnerin und du hättest da drin sehr viel Platz, 100 Quadratmeter, drei Zimmer, Pasteurstraße für insgesamt 1000 Mark damals. Und das erschien mir alles von London aus total super, und da hab ich gesagt, das mach' ich auf jeden Fall//STELLING: Ich fand das dann schon auch romantisch und ich war ja auch jung und dann eben immer die Kohlen aus dem Keller zu holen. Es war aber auch damals schon mühsam, und ich erinnere mich auch an Winter, wo's eigentlich nicht mehr witzig war und wo auch die Leitungen eingefroren sind und wo ich eben mit Socken und Mütze ins Bett bin. // BRANDT: Das Haus selbst war ne Ruine. Von außen bröckelte der Putz ab, die ganzen Balkone waren mit Netzen abgehängt, die Haustür hing schief in den Angeln.

Aber die Wohnung selber war okay. Es gab keinen Kohleofen, wir hatten Sogamatöfen, und es gab ein eingebautes Badezimmer, was von irgendeinem Vormieter eingebaut worden sein muss. Das einzig Unangenehme war, dass es keine Klotür gab. // STELLING: Große Geschichte. Krieg. Verschiedene Systeme und das alles auch sichtbar und spürbar. Das fand ich aufregend.// BRANDT: Überhaupt, das Gefühl zu haben, man lebt eben nicht in den neunziger Jahren, sondern in irgendeiner Zeitblase oder so, die so völlig unabhängig ist von der Welt, in der wir leben.// STELLING: Es war nicht nur toll, aber eben dadurch auch möglich, da mit sehr wenig Geld zu leben und deshalb das zu machen, was ich machen wollte, nämlich Sachen, die erstmal kein Geld gebracht haben. INTRO ENDE

ABBINDEN MIT MUSIK: Einstürzende Neubauten „Ich steh auf Berlin!“

ZITATOR (Bremer)_1: Vor gut zwei Monaten hatte die neue Hausverwaltung einen Statiker in ihre Wohnung kommen lassen, der die Absenkung des Küchen- und Badezimmerbodens bestätigte. Wäre die Wohnung ebenerdig, hätte sie diese Absenkung, die sie zuvor in einem förmlichen Brief bemängelt hatten, nur wenig befremdet. Aber sie lebten, mit zwei Kindern, in der obersten Etage eines vierstöckigen Mietshauses.

SPRECHERIN 1: So beginnt Jan Peter Bremers Roman „Der amerikanische Investor“. Er ist 2011 erschienen und machte seinen Autor schlagartig berühmt. Denn Jan Peter Bremer, der seit den achtziger Jahren in Westberlin lebt, hatte ein Thema aufgegriffen, das viele Leser elektrisierte: Er schrieb über die existenzbedrohende Situation auf dem Berliner Mietmarkt. Ein Investor hat das Haus des Ich-Erzählers gekauft. Er will dort erst sanieren, dann zu einem vielfach höheren Preis neu vermieten. Eine Katastrophe für den Familienvater. Er beschließt deshalb, dem amerikanischen Investor einen flammenden Brief zu schreiben. Die drohende Obdachlosigkeit wird darin surrealistisch verfremdet. Der furiose Ich-Erzähler phantasiert gegen seine Ohnmacht an. Und gewinnt damit Distanz zu seinem Leben: Schreiben als Entlastung. – Weil Jan Peter Bremer das Thema „Wohnen“ früh für die Literatur fruchtbar gemacht hat, gilt er manchen heute als Godfather der Gentrifizierungsliteratur.

O-Ton 3_Bremer: Nee, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Ehrlich gesagt hab ich diesen Gentrifizierungsroman geschrieben und dann wurde der als Gentrifizierungsroman bezeichnet. Und dann habe ich erst mal gegooglet, was Gentrifizierung eigentlich ist.

SPRECHERIN 2: Um 2010 herum war der Begriff jedenfalls in aller Munde. Er stand für die Verdrängung angestammter Milieus durch eine verfehlte Mietpreispolitik. Der Berliner Bankenskandal wenige Jahre zuvor hatte zum massenhaften Verkauf von landeseigenen Wohnungen geführt. Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften wurden privatisiert, Bauland verhökert. Berlin, das hatte sein Bürgermeister ja nicht ohne Stolz erklärt, war arm, aber sexy. Aber was sexy ist, wird früher oder später auch begehrt. Und zwar von vielen. Ein paar Jahre sollte es noch dauern, dann erwachte der Berliner Immobilienmarkt aus seinem Dornröschenschlaf. Internationale Immobiliengesellschaften gingen in großem Stil auf Einkaufstour. Die Mieten in Berlin stiegen in den letzten Jahren um bis zu 90 Prozent. Für Künstler und Literaten mit magerem Einkommen kam das in vielen Fällen einer Katastrophe gleich. Denn niedrige Mieten geben den Künstler die Freiheit, an Werken zu arbeiten, die nicht sofort und vielleicht nie rentabel sind. Preiswertes Wohnen, die wichtigste Ressource des kreativen und wichtigstes Markenzeichen des wiedervereinigten Berlin, wurde zur Rarität.

O-Ton 4a_Bremer: Ich hab noch nie so ein Heimatgefühl in meinem Leben entwickeln können oder noch nie wirklich gehabt, aber als unsere Wohnsituation hier auf einmal bedroht war, dann entwickelt man auf einmal sowas wie ein Heimatgefühl und geht dann auch auf einmal ein bisschen wehmütig über die Straße und guckt, aha, wo bin ich hier eigentlich, was gefällt mir hier dran? Man findet auf einmal ganz viel, was einem gefällt. Und man versteht auf einmal, warum man hier wohnt und wie gut es einem hier geht und was man daran hat und wie schön das Verhältnis zu den Nachbarn ist und was weiß ich nicht alles. Und auf einmal ist das alles ... bröseln so dahin.

ZITATOR (Bremer)_2: Mit müden und lustlosen Schritten war er nach Hause zurückgekehrt und hatte den ganzen Tag apathisch im Sessel gesessen. Die Kinder stritten vor ihm, wer zuerst das Wort führen dürfe, um ihm irgendwelche Begebenheiten aus der Schule zu erzählen, aber weder blickte er zu ihnen auf, noch hörte er auf das, was sie sagten. Würden sie die Wohnung wirklich räumen müssen? Sie konnten sich doch derzeit in dieser Gegend gar keine andere Wohnung leisten. Oder doch irgendwo ins Souterrain? Die Kinder dünn und blass und immer hüstelnd, die Frau verhärtet am rostigen Herd und er mit geröteten Augen vor einem von der Feuchte bereits vermoderten Blatt, von dem er den Kopf nur hob, wenn die Schritte der Schönen und Reichen zu ihm hinabhallten, die vor seinem Fenster ihre neuesten Erfolge in perlenbesetzte Handys brüllten und selbst dann nicht zu ihm hinuntersahen, wenn er ihnen, ein unverfrorenes Lächeln auf den blutleeren Lippen, mit seiner billigen Taschenlampe in den Schritt leuchtete.

MUSIKALISCHER TRENNER

ZITATORIN (Stelling)_1: Es gibt kein Recht auf Wohnen im Innenstadtbezirk. In Paris können das nur noch reiche Russen, und Marzahn ist – beispielsweise – ja auch völlig in Ordnung. Die Grundrisse in den Plattenbauwohnungen sind für Familien sogar vorteilhafter als die im Altbau, überhaupt sind Plattenbauwohnungen schon längst wieder in, man kann sie wunderbar ausstatten mit Siebziger-Jahre-Deko. (S. 96)

SPRECHERIN 3: Der Preis der Leipziger Buchmesse ging im März 2019 an eine Berliner Autorin, die die Verteilungskämpfe im ehemaligen WG- und heutigen Baugruppen-Milieu des Prenzlauer Bergs zu einer literarischen Suada verarbeitet. Die Heldin und Mutter von vier Kindern sitzt in der Speisekammer einer Altbauwohnung, in der sie zur Untermiete wohnt. Sie brütet vor sich hin. Gerade ist ihr gekündigt worden. Von den engsten Freunden. Aus Wut. Weil Resi, so heißt die Erzählerin dieser bitterbösen Erzählung, in einem Zeitungsartikel über sie gelästert hat. Unter anderem darüber, wie die leidenschaftlichsten Vertreter linksliberaler Sozialgesinnung plötzlich ziemlich rücksichtslos nur noch eines versuchen: ihre Schäfchen ins Trockene zu bringen. Das Sprichwort greift der Titel von Anke Stellings Roman auf: „Schäfchen im Trockenen“.

ZITATORIN (Stelling)_2: Das Haus, in dem Friederike und Ingmar und alle meine alten Freunde seit vier Jahren wohnen, hat eine ein Meter dicke Betonplatte als Fundament und keinen Keller. Den brauche es nicht, hat Ulf gesagt, den könne man sich sparen, Kartoffeln würden ohnehin nicht mehr gelagert und vor dem nächsten Krieg würde so ein Keller auch nicht schützen, stattdessen volllaufen bei Starkregen. Die Zimmer haben maßgefertigte Einbauschränke, damit man sein Zeug auch oben in der Wohnung verstauen kann, außerdem ist es überholt, alles selbst zu besitzen. Teilen ist Trend. Friederike und Vera haben ausgemistet, bevor sie umgezogen sind; wenn sie eine Bohrmaschine brauchen, dann leihen sie sich eine, und zu klein gewordene Kinderklamotten kommen direkt zu den Syrern. Ich wäre auch gern so.

SPRECHERIN 4: Während sich Jan Peter Bremers Erzähler in eine feuchte Souterrainwohnung hineinphantasiert, wandert Resi per Kopfkino in die Plattenbausiedlung jenseits des S-Bahnrings aus. Nach Berlin Marzahn. Dorthin, wo die armen Leute wohnen. Weil Resi aus Mangel an Kapital nicht Mitglied der Baugruppe ihrer Freunde geworden ist. Aus der alten Freiheit, problemlos eine neue Mietwohnung zu finden, wird in Berlin plötzlich Verdrängung ohne freie Wahl. Und weil Vorurteile die schönsten Blüten treiben, erblüht Resis Phantasie angesichts der fremden Welt an der Peripherie:

ZITATORIN (Stelling)_3: Wegen ihres Mangels an Bildung sind die einfachen Leute nämlich dumm und deshalb so gefährlich. Haben überhaupt keine Vorstellung davon, was sie anrichten, und ihre Impulse nicht unter Kontrolle. Sie sind wie wilde Tiere; bist du mal nachmittags um fünf mit der Straßenbahn Richtung Ahrensfelde gefahren? Übergewichtige, in Polyester mit Aufdruck gekleidete Leute, die ihre Kinder im Buggy Red-Bull-Imitate trinken lassen und ab und zu aus Langeweile ohrfeigen.

SPRECHERIN 5: Einige Literaturkritiker haben Anke Stelling, die selbst im Prenzlauer Berg lebt und Teil einer Baugruppe war, Larmoyanz vorgeworfen. Und die Probleme der einstigen Prenzlauerberg-Bohème als Luxusprobleme bezeichnet. Wie reagiert die Autorin auf diesen Vorwurf?

O-Ton 4b_Stelling: Ich bin ja große Verfechterin der Politik der ersten Person, also bei sich selbst zu gucken und sich zu fragen, wie war das eigentlich bei mir und was bedeutet das dann und wie lässt sich das dann einordnen in die Entwicklung, in das Großganze. Und deshalb nehme ich mir's auch heraus, ne Geschichte im Prenzlauer Berg anzusiedeln, obwohl ich natürlich weiß, dass das erstmal ganz viele Bilder hervorruft und auch Klischees. Aber dann eben auch genauer hinzugucken. Weil ich wohn' hier. Und ich glaube, hier kann ich eben auch diese feinen Unterschiede ganz gut sehen.

SPRECHERIN 6: Das „Großeganze“ betrifft lange schon nicht mehr nur die Kulturschaffenden vom Prenzlauer Berg. Die Wohnungsfrage ist in allen Ballungszentren Deutschlands zur sozialen Frage geworden. War Berlin Jahrzehnte lang eine Stadt, in der ständig alle auf dem Sprung waren, herrscht derzeit eine Art Schockstarre. Der Mietmarkt sei regelrecht eingefroren, berichten eingesessene Makler. Wer kann, der bleibt heute, wo er ist. Die anderen müssen nach annehmbaren Lösungen suchen.

O-Ton 5_Stelling: Diese Angst, die Resi hat, raus ausm S-Bahn-Ring zu müssen, die greift ja eben auch was auf, was sie um sich rum auch wahrnimmt. Und da finde ich es auch so ein bisschen bigott zu sagen, ja wieso, da isses doch auch schön – ja klar, isses da schön. Aber man will vielleicht auch mal freiwillig entdecken, wo's schön ist, und nicht von anderen, die da, wo man selber gerade ist, es doch noch 'n bisschen schöner finden, dann da vertrieben werden. Also, ich will mir schon auch nicht von anderen erzählen lassen: Sei doch froh, dann haste wieder Stoff!

MUSIK: Peter Fox (Seed) „Schwarz zu Blau“

Komm aus'm Club, war schön gewesen
 Stinke nach Suff, bin kaputt, ist 'n schönes Leben
 Steig' über Schnapsleichen, die auf meinem Weg verwesen
 Ich seh die Ratten sich satt fressen im Schatten der Dönerläden
 Stapf' durch die Kotze am Kotti, Junks sind benebelt
 Atzen rotzen in die Gegend, benehmen sich daneben
 Szeneschnösel auf verzweifelter Suche nach der Szene
 Gepiercte Mädels die wollen, dass ich Strassenfeger lese,
 ah.....

O-Ton 6_Brandt: Also diese Stimmung der unbegrenzten Möglichkeiten, also praktisch so der amerikanische Traum auf Berlin bezogen, der Berliner Traum, dass man den leben konnte, das hat, glaube ich, sehr viel zu diesem Spirit beigetragen, der auch uns irgendwie künstlerisch beflügelt hat. Dieses Gefühl, sich ausprobieren zu können und nicht so sehr von diesen Sachzwängen abzuhängen. Dass man eigentlich sehr viel arbeiten muss, um sich diese Freiräume überhaupt erkämpfen zu können. Und ich glaube, dass das gerade für die Lyrik, die ja sowieso eigentlich vollkommen antikapitalistisch ist, und wo man nichts mit verdienen kann, also dass die da sehr von profitiert hat. Das Hoch dieser deutschsprachigen Gegenwartslirik, das haben wir, glaube ich, den niedrigen Mieten in Berlin zu verdanken.

SPRECHERIN 7: Jan Brandt kam Ende der neunziger Jahre aus Ostfriesland nach Berlin. In seinem Buch „Ein Haus auf dem Land/ Eine Wohnung in der Stadt“ beschreibt er seinen Umzug damals als Flucht. Zuhause, da dominierten in den achtziger Jahren bundesrepublikanische Sättigkeit gepaart mit Langeweile. Berlin hingegen versprach einen unkonventionellen Lebensstil auf den Ruinen von Faschismus und Kommunismus. Eine Art Kapitalismus light oder gar die Befreiung vom bundesdeutschen Kapitalismus schien hier noch lange nach 1989 möglich. Jan Brandt schildert die Anfänge einer jungen Lyrikszene, aus der unter anderem der spätere Büchner-Preisträger Jan Wagner hervorgegangen ist. In den Ostberliner WGs veranstaltete man Lesebühnen, gründete Zeitschriften – und schrieb natürlich selbst.

ZITATORIN (Seel)_1: Daniela Seel: „Wir hatten uns eingerichtet zwischen
häuserfronten im wundbrand/ grind der alleen,
granatsplittersouvernirs für familienbesuche aus
westdeutschland, wie es immer noch hieß, im jargon, mit ihren
erinnerungsfrakturen aus dem letzten verlorenen krieg.“

ZITATOR (Jan Wagner)_1: Jan Wagner: „Ein Schlachthof im Zwielficht/ davor zwei
Beine, das bin / ich und laufe senkrecht gegen / den Himmel an
in eine Stadt / die düster im Erbrechen / noch in der letzten
Zuckung | nicht verreckend immer denselben / den inwendig
gelernten Namen trägt: / Berlin.“

SPRECHERIN 8: Im Jahr 2016, nach zahlreichen Umzügen vom Ostteil der Stadt zurück in den Westen, nach Kreuzberg und Neukölln, erhält Jan Brandt eine Eigenbedarfskündigung. Panisch erkennt er, dass ein weiterer Umzug nicht mehr so einfach möglich ist. Die Preise sind explodiert. Die gewohnte Mobilität auch der Berliner Autorenszene hatte ein marktnatürliches Ende genommen. Mit unerbittlicher Akribie und im nüchternen Reportagestil schildert Brandt seine irrwitzige Wohnungssuche in Berlin. In einer Stadt, die er jetzt nicht mehr wiedererkennt. Dadurch in Aufruhr geraten, verfällt er auf die Idee, seinem Vermieter nachzustellen. In einer der längsten Straßen Neuköllns.

ZITATOR (Brandt)_1: Als ich mich zum vierten Mal in die Weserstraße begab, regnete es in Strömen. Ich beschloss, mich diesmal auf das Haus Ecke Fuldastraße zu konzentrieren, weil ich da nicht draußen stehen musste, sondern in einem Café sitzen konnte, ganz bequem am Fenster. Die Markise war über den Bürgersteig heruntergelassen, Dutzende daran befestigte LED-Lampen erhellten die Stühle und Tische darunter. Auf einer Kreidetafel neben der Tür stand – ich mochte es kaum glauben – „BÄCKEREI & SIEHCAFÉ“. Ein Name, den ich eher in der Schwarzkopffstraße vermutet hätte, an der neuen Zentrale des Bundesnachrichtendienstes. Ich sah mich schon umgeben von Spionen und Detektiven, die ihren eigenen Aufträgen nachgingen: Tee und Kaffee trinkend, schweigend, in sich gekehrt, jedes Gespräch über die wahren Beweggründe unseres Hierseins vermeidend.

SPRECHERIN 9: Jan Brandt ist hier, um seinem Vermieter, einem gewissen Herrn Thiel, aufzulauern. Der behauptet, derzeit beengt mit Frau und Kind irgendwo auf der Weserstraße zu wohnen und deshalb dringend umziehen zu müssen.

ZITATOR (Brandt)_2: Unter der Markise saßen drei Bauarbeiter und rauchten, und drinnen wartete ein Haufen Schulkinder vorm Tresen auf Cola und Schlickersachen und Sesamringe. Ich reihte mich in die Schlange ein, bestellte einen grünen Tee und setzte mich auf einen der Barhocker ans Fenster. Da es draußen dämmerte und die Lampen hinter mir den Raum erleuchteten, sah ich mich in der Scheibe gespiegelt und kam mir, mich selbst betrachtend, unendlich dumm vor. Wie, fragte ich mich, war ich bloß hier hineingeraten, in diese Situation? Sollte ich die Eigenbedarfskündigung nicht aussitzen? Auf die Räumungsklage warten? Auf Verständnis des Gerichts hoffen? Aber was, wenn Thiel trotz aller Bedenken recht bekam? Wo sollte ich dann hin? Wie sollte ich von einem Tag auf den anderen eine Wohnung finden, wenn mir das nach monatelanger Suche schon nicht gelungen war? (S. 161f.)

O-Ton 7_Brandt: Die ganzen Wohnungsbesichtigungen, die waren auf jeweils eigene Weise schräg und demütigend zugleich. Und mündeten alle in dem Fazit, dass ich nicht mehr willkommen bin hier. Und dass ich keine Wohnung kriege, weil die Konkurrenz einfach zu groß geworden ist. Wir standen teilweise mit 200, 300 Leuten bei Wohnungsbesichtigungen. Bei öffentlichen. Oder wenn ich alleine da war, da war's immer so, dass es doch einen Haken gab, und ich lange nicht verstanden habe, worin nun dieser Haken denn jetzt bestehen könnte, bis ich gemerkt habe, es muss wohl daran liegen, dass ich Freiberufler bin.

SPRECHERIN 10: Dann sieht Jan Brandt eine Annonce im Internet. Der ostfriesische Gutshof seines Urgroßvaters, längst nicht mehr im Familienbesitz, soll abgerissen und durch ein altersgerechtes Mehrfamilienhaus ersetzt werden. Der Bauunternehmer heißt unglaublicherweise wie ein nicht ganz unbekannter Schriftstellerkollege: Uwe Tellkamp. Jan Brandt verfällt jetzt in blinden Aktionismus. Er will das Haus retten, ein Literaturhaus darin einrichten, eine Künstlerresidenz, ein Archiv, eine Bibliothek, ein Heimatmuseum.

ZITATOR (Brandt)_3: Wie Fitzcarraldo aus Werner Herzogs Film, der im peruanischen Dschungel ein Opernhaus eröffnen will und sogar ein Schiff über den Berg ziehen lässt, damit sein Traum Wirklichkeit wird. Ich – der Fitzcarraldo von Ostfriesland!

SPRECHERIN 11: Uwe Tellkamp ist bereit, Jan Brandt die Immobilie für 250.000

Euro zu überlassen. Als dem Enthusiasten aber auffällt, dass er noch einmal so viel in die Renovierung des Anwesens stecken müsste, kapituliert er. Zuvor hat er einen Bankberater, einen Bauingenieur, die Denkmalbehörde, den Bürgermeister, seine Familie, seinen Freundeskreis und andere potenzielle Investoren eingeschaltet. Erst bei der Niederschrift der Ereignisse wird ihm klar: Die sozialen Erosionsprozesse, die ihn aus der Stadt vertrieben haben, machen auch vor dem Land nicht Halt. Die gesellschaftliche Mitte hat sich aufgelöst, so scheint es. Kaum ein Einzelhandel oder Handwerksbetrieb hat die Wende ins einundzwanzigste Jahrhundert überlebt. Niemand hat die Kraft, Traditionen zu pflegen. Der Abriss des Hofes gilt Brandt als Symptom einer Geschichtsvergessenheit.

O-Ton 8_Brandt:

Das ist aber so ein umfassender sozialer Bruch. Also das Gefühl, dass man es aus eigener Kraft nicht mehr schaffen kann, egal wo. Ob man jetzt auf dem Land lebt oder auf der Stadt. Das ist, glaube ich, so diese fundamentale Erschütterung, die ich ja eben erlebt habe, und die sich eben im Immobilien Thema manifestiert. Dass man das Leben nicht mehr selber gestalten kann, dass wir das nicht mehr in der Hand haben, sondern dass wir eigentlich ein Spielball größerer Mächte sind. Und das führt natürlich zu so 'nem Ohnmachtsgefühl. Und ich glaube, daraus resultiert auch viel von dem Frust, woraus sich die AfD nährt.

SPRECHERIN 12: Frust gibt es auch im ländlichen Brandenburg. Seit Jahren ein beliebtes Ziel für Wochenendpendler, die irgendwo eine alte Scheune renovieren. Dauernd dort wohnen wollen nach wie vor die wenigsten. Die Filmemacherin Lola Randl hat vor zehn Jahren den Schritt gewagt. Sie ist damals schon aus Kostengründen nach Gerswalde nordöstlich von Berlin gezogen, wo sie mit zwei Kindern, ihrem Mann, ihrer Mutter und vielen Kreativarbeitern ihrer Generation lebt. Unter anderem wurde so die alte Schlossgärtnerei der Familie von Arnim neu belebt. Es gibt ein japanisches Café in Gerswalde. Eine Galerie. Eine Herberge. Und ziemlich viele Städter voller Tatendrang. ber all das hat Lola Randl eine Enzyklopädie des Landlebens geschrieben: „Der große Garten“ ist verfasst wie ein Tagebuch in Echtzeit, in dem alles, was das Leben auf dem Land so mit sich bringt, mit ernsthaftem Unernst beschrieben wird. Ihr literarisches Debüt, das auf der Longlist des Deutschen Buchpreises 2019 stand. In ihm werden die drängenden Sinnfragen unserer Zeit gestellt:

ZITATORIN (Randl)_1: Am Feldrand steht ein Stadtmensch und schaut auf das weite Feld hinaus. Hier hätte er gern ein Haus, denkt sich der Stadtmensch. Es kann auch ein ganz einfaches Haus sein. Es ist ihm ohnehin alles zu viel. Deswegen ist er ja hier. Er hatte von der Leere und den wunderschönen Hügeln gehört und dann lag er abends in seinem Bett in der Stadt und hat sich vorgestellt, wie er hinausfahren würde in die Leere und wie die Leere ihn dann heilen würde. Die Leere soll ihn heilen von der Fülle, wegen der er sich so leer fühlt. Er überlegt kurz, ob er den Satz aufschreiben sollte, ob es vielleicht ein toller Satz ist, aber er lässt es absichtlich sein. Die Fülle bedeutet ihm nichts mehr, und er sehnt sich nach der Bedeutung zurück.

SPRECHERIN 13: Gerswalde wird in Lola Randls Buch zum sozialen Experiment. Aus Geldmangel, aber auch aus Überdruß an der immer voller werdenden Stadt war sie einst hierhergekommen. Damals musste in einer nicht gerade blühenden Landschaft alles neu aufgebaut werden. Jetzt fragt sie sich: Wie kann es gelingen, die Annehmlichkeiten des Stadtlebens aufs Land zu transferieren, ohne die Annehmlichkeiten des Landes damit zu ruinieren? Wie kann dort, wo es kaum Arbeit gibt, dennoch ein gesundes Gemeinwesen entstehen? Wie können die Alteingesessenen mit den Zugezogenen zurechtkommen? Und wie kann man dem ganz Fremden offen begegnen? Zum Beispiel den Rechtswählern im Dorf, mit denen sich der zugezogene Städter nicht identifiziert?

O-Ton 9_Randl: Ich glaube irgendwie, dass der einzige Weg nur darüber führt, dass man sich sieht in seiner Unterschiedlichkeit oder dass man den Kontakt zueinander hat. Also, ich glaube, jetzt niemand, dass wir die AfD so richtig bekehren können, aber da dann wieder wegzugehen, dass nur die gleichen Gruppen sich zusammentun, ist auch nicht so gut. Die Verschiedenen müssten schon sich trauen irgendwie, miteinander Kontakt aufzunehmen. Was natürlich nicht leicht ist. Aber das ist ja auch das Anstrengende an dem Dorf. Dass Du eigentlich Dein Verschiedensein und Deinen Unterschied aushalten musst. Und die Ängste des anderen auch aushalten musst. Und die spürst Du auch sofort. Deswegen ist auch jede Begegnung irgendwann im Dorf, auch wenn man sich nur grüßt oder nicht, schon anstrengend. Und ich bin dann auf einmal so erleichtert, wenn ich dann hier in der Stadt durch die U-Bahn und so gehe und alles ist wurscht und egal und wie anders der andere denkt, das ist überhaupt kein Thema

SPRECHERIN 14: Die Mechanismen des Marktes machen letztlich auch vor einem brandenburgischen Dorf wie Gerswalde nicht halt. Denn auch wenn man sich in einer konsumfreien Zone wähnt oder in einer Nachhaltigkeitsutopie, schleppt der zugezogene Stadtmensch den Kapitalismus wie ein Fangnetz hinter sich her. In Gerswalde ist vor ein paar Jahren eine stürmische Immobilienkonjunktur ausgebrochen. Immer mehr Städter finden es attraktiv, in der Nähe anderer Städter einen Landsitz zu erwerben. Trotz der strukturschwachen Gegend. Und trotz der fehlenden Perspektiven auf dem Land. Wer hier nicht dauerhaft wohnt, den stört das nicht. Gerswalde ist zu einer eskapistischen Großstadtphantasie geworden. Lola Randl beobachtet das, was sie mit hervorgerufen hat, heute mit skeptischem Interesse.

O-Ton 10_Randl: Im letzten Jahr hat ja leider Instagram unseren Garten erobert. Also wir haben jetzt so eine siebenköpfige Artischocke, die so 'n Instagram-Star ist, und am Wochenende sind quasi Trauben von Instagramern um diese Artischocke, die sich oder nur die Artischocke in verschiedenen Winkeln ... Und die wurde auch schon 1000mal geposted, und dann gibt's noch so 'n paar andere Sternchen in diesem Garten. Und das ist ja auch kapitalistisch. Also da hinzureisen, um dort selber noch ein Foto von einer Artischocke zu machen – na ja, da wär' ich erstmal noch gar nicht draufgekommen, dass das auch 'ne weitere Form des Kapitalismus ist. Es ist schon sehr die Frage, wie wir dem entkommen wollen, können.

SPRECHERIN 15: Unter dem Lemma Garten verzeichnet die Enzyklopädie:

ZITATOR (Randl)_2: Einen Garten legt man an, um einen Ertrag zu erwirtschaften, sich zu ernähren, sich zurückzuziehen, sich zu entspannen oder auch aus therapeutischen Gründen. Der Garten als Therapeut kann einen beschäftigt halten, und man kann sich ein Beispiel nehmen an den Pflanzen und Tieren, die gar nicht so viel grübeln, und er kostet vergleichsweise wenig.

MUSIK

SPRECHERIN 16: Weniger grübeln wollte auch Jan Peter Bremer. Er wohnt noch immer mit seiner Frau in der Kreuzberger Wohnung, die in seinem Roman „Der amerikanische Investor“ teuer renoviert werden sollte. Tatsächlich wurde dann aufgrund nachbarschaftlich geführter Gegenwehr moderat modernisiert. Der alte Kohleofen blieb drin, und wer in Jan Peter Bremer riesiger Wohnung steht, versteht, dass dieser einst bedrohte Familien- und Schreibort zu einem Ort der Literatur werden musste. – Die Kinder der Familie Bremer sind inzwischen ausgezogen. Nun sitzen zwei nicht mehr junge Erwachsene in einer viel zu großen Wohnung und können sich nicht verkleinern. Zu teuer! Dann kam die sogenannte Flüchtlingskrise. Jan Peter Bremer hatte gerade angefangen, in einem Sprachcafé in Moabit zu arbeiten. Dort lernte er ein paar syrische Ärzte kennen.

O-Ton 11_Bremer: Und der eine war auf einmal wohnungslos und dann hat er gefragt, ob ich wüsste, wo er wohnen könnte. Und weil unser Sohn gerade auszog, hab ich gesagt, komm doch zu uns. Und das war schon sehr interessant, mit einem sehr muslimischen Mann seine Zeit zu verbringen und nur ein Badezimmer zu teilen. Und in dem Trakt hinten, da sind vor allem meine Frau und meine Tochter, die da wohnen, und das war für ihn dann immer, wie wenn ein Vampir durch einen Kreuzgang gehen muss, weil er solche Angst hatte, da Blicke hinzuwerfen. Und wir haben uns sehr viel unterhalten, und schließlich kam dann noch ein zweiter Arzt, der dann auch bei uns gewohnt hat. Und es war mir ganz wichtig zu sagen, da schreibe ich jetzt nicht drüber. Dann lern' ich ja den Menschen gar nicht kennen. Und trotzdem hat das mein Denken auf ne gewisse Art und Weise wieder sehr bereichert, so dass ich über diese Begegnung hier wieder ins Arbeiten gekommen bin. Also, wenn diese Wohnungsnot damals ein Begleitumstand war: Man kann auch auf Begleitumstände zugehen!

SPRECHERIN 17: Die Wohnungsfrage ist nicht mehr nur Begleitumstand der deutschen Gegenwartsliteratur, sondern längst auch ihr Thema. Jan Peter Bremer, Anke Stelling, Jan Brandt, Lola Randl und viele weitere Autoren gehen auf je eigene Weise der Frage nach, wie und wo wir künftig leben wollen. An den Entwicklungen in der Stadt Berlin lässt sich zeigen, welche gesellschaftlichen Freiräume auf dem Spiel stehen. Es sind auch die Freiräume von Künstlern und Autoren, deren Produktionsbedingungen, die günstigen Lebenshaltungskosten, bedroht sind. Nicht jeder ringt der Situation auf dem Wohnungsmarkt einen Bestseller ab.

O-Ton 11_Stelling: Also ich finde, der politische Kampf darf nicht aufhören und diese schreckliche Alternativlosigkeit und so isse halt und der Markt bestimmt's, und dann gucken alle danach und sitzen entweder völlig verschreckt in ihren grade noch bezahlbaren Wohnungen oder lassen sich eben von diesen Umständen alles bestimmen und damit auch wirklich ihre ja doch auch auf vielleicht 80 Jahre begrenzte Lebenszeit versauern. Damit kann man sich nicht abfinden. Also das ist schwierig und mühsam, aber ich glaube (lacht!) – ich wünsche Berlin, dass es nicht so endet wie London oder Paris!